

DÜNENZAUBER IM MUSCHELCAFÉ

Chrissy Hope

Bestandsaufnahme

Der Bus hatte sie am Ortseingang abgesetzt, dort, wo das Kopfsteinpflaster in Sand übergang und die letzten Häuser sich in die Dünen duckten, als wollten sie sich vor dem Wind verstecken. Emma zog ihren Trolley über den Weg, dessen Rollen sofort im losen Sand steckenblieben, und rechnete im Kopf nach: dreieinhalb Stunden von Tür zu Tür, davon vierzig Minuten Zugverspätung, dann der Bus, der nur alle zwei Stunden fuhr und offenbar keine Klimaanlage kannte. Ein System, das man in unter zwei Stunden hätte optimieren können, wenn irgendjemand hier je die Frage gestellt hätte, warum eigentlich alles doppelt so lange dauern musste wie nötig.

Sie blieb stehen, wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und begriff, dass sie schwitzte.

Nicht das dezente Glänzen eines klimatisierten Konferenzraums. Richtiges Schwitzen. Die Bluse klebte ihr zwischen den Schulterblättern, und die Leinenhose, die im Hamburger Laden so souverän gewirkt hatte, hing feucht und faltig an ihren Beinen. Die Sonne stand hoch und weiß über den Dünen, ein grelles, flimmerndes Licht, das keine Schatten warf und in dem alles ein bisschen zu scharf aussah, zu überbelichtet, als hätte jemand am Kontrast gedreht.

Emma schob die Lesebrille, die sie im Haar trug, wieder ein Stückchen hoch und ließ den Blick über den Weg wandern.

Strandhafer links und rechts, silbrig, im Wind zitternd. Der Sand knirschte. Irgendwo kreischte eine

Möwe, ein anderer Vogel antwortete, und dahinter, ganz leise, ein Rauschen, das sie erst nach ein paar Sekunden als das Meer identifizierte. Es roch nach heißem Salz, nach etwas Trockenem, Grasigem, und nach einer süßlichen Blüte, die sie nicht zuordnen konnte.

Sie zog das Handy aus der Tasche. Kein Netz. Ein Balken, der kam und ging.

Perfekt.

Sie hatte Karin schreiben wollen, dass sie angekommen war, aber die Nachricht blieb mit einem grauen Uhr-Symbol hängen. Karin lag jetzt in einer Reha-Klinik irgendwo bei Rostock, mit einem Bein in Gips und einer Ruhe in der Stimme, die Emma am Telefon fast wütend gemacht hatte. *Lass dir Zeit, Kind. Das Café läuft nicht weg.*

Als ob es darum ginge, ob es weglief.

Es ging darum, dass es lief. Ob es lief. Und in welche Richtung.

Emma hob den Trolley an und trug ihn die letzten Meter, weil das Rollen auf dem Kopfsteinpflaster nicht funktionierte. Der Weg machte einen Knick um eine windschiefe Kiefer herum, und dann lag es vor ihr.

Das Muschelcafé.

Sie hatte ein Bild im Kopf gehabt, ein Kindheitsbild, warm und golden und größer, als es jetzt vor ihr stand. Ein niedriges, breites Häuschen, geduckt unter einem Reetdach, das an einer Ecke wie eine schiefe Mütze hing. Weiß getünchte Wände, an denen die Farbe abblätterte. Eine Holzterrasse davor, deren Dielen an

manchen Stellen aufgeworfen und grau verwittert waren. Und über allem das Dach.

Emma blieb stehen und sah es sich genauer an.

Das Reet war stellenweise dunkel verfärbt, moosig fast. Und über dem Eingang, wo eine Regenrinne hätte sein müssen, war eine Delle, eine flache Mulde, in der das Material dünn und ausgefranst aussah. Ihr fehlte das passende Fachwort dafür. Sie wusste nur, dass ein Dach so nicht aussehen sollte. Sie war sich sicher, dass das Wasser irgendwo hineinlief, wenn es regnete, und dass eine Reparatur nicht billig werden würde.

Ohne Nachzudenken tippte sie das Handy an, um ein Foto von den Stellen am Dach zu machen, die ihrer Meinung nach ausgebessert werden musste. Sie fotografierte die Stellen am Dach. Die Terrasse. Die abblätternde Fassade. Für die Bestandsaufnahme. Man musste dokumentieren, bevor man plante, das war Grundlage von allem.

Über der Tür hing ein Holzschild, handgemalt, die Buchstaben leicht ungleichmäßig. *Muschelcafé*. Darunter, kleiner, verwaschen: *Geöffnet, wenn offen*.

Emma sah es lange an.

Geöffnet, wenn offen.

Das war kein Öffnungszeitenkonzept. Das war eine Kapitulation.

Sie schob die Tür auf, und eine Glocke bimmelte, ein heller, fröhlicher Ton, und dann stand sie im Innenraum. Hier war es dunkler als draußen im Sonnenlicht, und ihre Augen brauchten einen Moment, um sich vom grellen Draußen umzustellen.

Kühl war es hier. Das war das Erste, was ihr auffiel. Angenehm kühl nach der Hitze. Dann nahm sie die Gerüche wahr: Kaffee, Holz, und darunter ein muffiger, salziger Grundton, der wahrscheinlich so nah am Meer einfach dazugehörte.

Dann ließ sie ihren Blick durch den Raum wandern.

Und der Raum war ein Problem.

Nicht nur ein Problem, dachte sie sofort und korrigierte sich selbst, während ihr Blick von einer Ecke zur nächsten sprang. Eine ganze Reihe von Problemen, sauber aufgereiht, jedes für sich aber lösbar.

Die Stühle passten nicht zusammen. Es gab nicht ein einziges Set. Hier ein geflochtener Bugholzstuhl, dort ein klobiger Holzhocker, daneben etwas, das aussah wie vom Sperrmüll, mit einem Kissen darauf, das mal geblümt gewesen war. Ein Durcheinander, das jede Corporate-Identity-Beraterin in Tränen aufgelöst hätte. Der Kachelofen in der Ecke, kalt jetzt im Hochsommer, nahm Platz weg, den man mit zwei zusätzlichen Tischen hätte füllen können. Die Wände hingen voll mit Krimskräms - gerahmten Fotos, einer alten Angel, einem verblichenen Wimpel - ohne erkennbares Ordnungsprinzip.

Und die Regale.

Emma trat näher heran. Über die ganze Länge der einen Wand zogen sich Regalbretter, und darauf häuften sich Muscheln. Wahrscheinlich Hunderte. Herzmuscheln, Miesmuschelschalen, spiralige kleine Schneckenhäuser, dazwischen glatte Kieselsteine, ein Stück graues Treibholz, etwas, das aussah wie ein versteinertes Seeigel. Manche waren mit winzigen

Zetteln versehen, vergilbtes Papier, Handschriften, die sie von ihrem Standort aus nicht lesen konnte.

Und Staub lag darauf. Eine feine, gleichmäßige Schicht, als ob hier niemals jemand wischte.

Das muss weg, dachte sie automatisch. *Oder in eine Vitrine. Kuratiert. Man kann nicht ein ganzes Regal mit ungeputztem Strandgut vollstellen und das Deko nennen.* Sie stellte sich schon eine schmale, beleuchtete Glasvitrine vor, drei ausgewählte Stücke, ein diskretes Schildchen, *Fundstücke von unseren Gästen* - und den Rest in Kisten im Schuppen oder auf dem Dachboden.

Sie zückte das Handy und fotografierte die Regale.

„Die zählt niemand mehr.“

Emma zuckte zusammen.

Die Stimme kam von einem Tisch am Fenster, an dem sie den einzigen Gast übersehen hatte. Ein alter Mann saß dort, aufrecht, die Hände um einen Kaffeebecher gelegt, und sah nicht sie an, sondern hinaus, aufs Wasser, das man von dort aus zwischen den Dünen sehen konnte. Er trug eine ausgewaschene blaue Jacke, obwohl es warm war und dazu eine Mütze. Sein Gesicht war so wettergegerbt, dass es Ähnlichkeit mit dem Treibholz auf dem Regal hatte.

„Entschuldigung?“, sagte Emma.

„Die Muscheln.“ Er nahm einen Schluck Kaffee, ohne sich umzudrehen. „Fragen sich manche, wie viele es sind. Weiß aber keiner. Hat nie jemand gezählt.“

„Ah.“ Emma steckte das Handy weg, ertappt, und dann wieder heraus, weil sie nicht wusste, wohin damit. „Ich mache nur - ich dokumentiere ein

bisschen. Ich bin Emma. Karins Nichte. Ich vertrete sie, solange sie -"

„Weiß ich." Er trank weiter.

Wusste er. Natürlich. In einem Ort wie diesem wussten vermutlich alle alles, bevor man selbst überhaupt den Koffer ausgepackt hatte. Emma stand einen Moment unschlüssig da, wartete auf mehr. Aber der Mann sagte nichts, sah nur weiter aufs Wasser, und die Stille, die sich ausbreitete, war ihm offenbar völlig recht.

Emma war sie nicht recht. Stille war für sie ein leerer Slot, den man füllte.

„Sind Sie öfter hier?", fragte sie.

„Jeden Morgen." Eine Pause. „Schon bevor Sie auf der Welt waren."

Sie brauchte einen Moment. Dann lächelte das höfliche Lächeln, das sie für Kundengespräche aufbewahrte.

„Dann kennen Sie das Café ja besser als ich."

„Kann sein." Er stellte den Becher ab. „Kaffee ist alle, übrigens. Die Kanne steht hinten. Karin macht ihn immer gleich morgens. Heute war Lasse kurz da und hat ihn gekocht, er hilft hier immer mal aus. Er hat für heute Feierabend gemacht."

Und damit hatte er offenbar alles gesagt, was er zu sagen hatte, denn er wandte den Kopf wieder zum Fenster, und Emma verstand instinktiv, dass die Audienz beendet war.

Sie ging weiter in den Raum hinein, an der Theke vorbei. Ihr fiel sofort auf, dass die Tresenhöhe falsch war, viel zu niedrig, man musste sich bücken, um

Kuchen zu schneiden. Das ging auf Dauer in den Rücken. Sie kam in die kleine Küche dahinter, die sie mit einem einzigen Blick erfasste und deren Anblick ihr fast körperlich wehtat.

Keine Systematik. Töpfe und Pfannen durcheinander, Gewürze ohne Ordnung, ein Regal mit Mehl und Zucker in ungleichen Behältern, teils in den Originalpackungen, teils umgefüllt in alte Marmeladengläser mit handbeschrifteten Deckeln. Auf der Arbeitsfläche eine Kaffeekanne aus emailliertem Blech, uralt, mit einem Sprung im Emaille. Und daneben eine offene Dose Filterkaffee, gemahlen, eine Sorte, die Emma in ihrem Berufsleben nicht einmal zur Verkostung akzeptiert hätte.

Sie hob den Deckel der Kanne. Ein Rest kalter Kaffee darin, an der Oberfläche ein dünner Film. Sie roch daran und verzog das Gesicht.

Das ist das Erste, was sich ändert.

Ehrlich gesagt hatte sie überlegt, ob sie eine Maschine mitbringen sollte. Ein kleines Siebträgermodell, aber die hätte beim besten Willen nicht in den Trolley gepasst und sie hätte sie nicht extra tragen wollen. Später. Es gab bereits eine Liste in ihrem Kopf, und die Kaffeefrage stand darauf ziemlich weit oben, gleich unter dem Dach.

Sie ging zurück in den Gastraum und beschloss, mit etwas anzufangen, das sie sofort erledigen konnte.

Auf der Theke stand ein Serviettenhalter, ein schwerer aus Zinn, und die Servietten darin waren schief hineingestopft wie ein Fächer, der sich verkantet hatte. Emma zog sie heraus, richtete den Stapel aus, klopfte die Kanten gerade und schob sie

zurück, sodass sie sauber in einem gleichmäßigen Bogen aus dem Halter ragten. Es dauerte vier Sekunden und machte etwas mit ihr, ein winziges, physisches Nachlassen von Druck, wie wenn man einen zu straffen Gürtel eine Kerbe weiter stellte.

Dann fiel ihr Blick auf die Kuchentheke.

Sie vergaß den Serviettenhalter.

Unter einer Glashaube, ein bisschen schief, stand ein runder Teller mit einer Torte. Man sah sofort, dass es nicht irgendeine Torte war, sie war ein echter Hingucker. Eine Sanddortorte, das erkannte sie an der Farbe, diesem satten, fast unwirklichen Orange der Creme, dem hellen Biskuit, den dünnen Streuseln obendrauf. Sie wurde noch nicht angeschnitten. Sie stand da, perfekt und makellos, und Emma sah sie an und dachte, ohne es zu wollen: *Das ist es*.

Nicht die Stühle. Nicht der Kachelofen. Diese Torte.

Sie hatte in ihrer Karriere genug Produkte gesehen, um zu wissen, wann eines Potenzial hatte, und diese Torte hatte Potenzial im Überfluss und keiner, kein Mensch, tat irgendetwas damit. Keine Beschilderung. Kein Preisschild, das den Wert kommunizierte. Kein Name, keine Geschichte, kein Foto. Sie stand einfach da, unter einer Glashaube, und wartete darauf, gegessen zu werden von den drei Leuten, die zufällig vorbeikamen.

Ideen kamen, schnell, überlappend. Ein Name. *Ahrens Höveder Sanddorntraum*, nein, zu viel, *Karins Sanddorn* - egal, der Name kam später. Eine Instagram-taugliche Präsentation. Ein Anschnittfoto mit dem Meer im Hintergrund. Eine kleine Karte, die

die Sanddornernernte erklärt, regional, saisonal, Storytelling. Man könnte -

Sie brauchte ein Foto. Sofort. Man dokumentierte den Ausgangszustand, immer, sonst wusste man später nicht mehr, woher man gekommen war.

Emma zog das Handy hervor, hob die Glashaube ab und stellte sie auf die Theke. Die Torte im vollen Licht sah noch besser aus, dieses Orange, das jetzt richtig glühte im Streiflicht, das durch das Terrassenfenster fiel. Sie beugte sich vor, suchte den Winkel, den Ausschnitt, ging einen Schritt zurück, hob das Handy höher, um die Terrasse im Hintergrund zu haben, den Übergang von drinnen nach draußen, das wäre -

Der Schatten kam von rechts.

Ein Rauschen, ein Klatschen von etwas Großem, Fedrigem, und dann war da, mitten im Bild, ein Vogel. Eine Möwe. Riesig aus dieser Nähe, weiß und grau, mit einem gelben Schnabel und einem Auge, das Emma fixierte. Und dann stieß sie hinab, auf die perfekte Torte, auf das satte Orange, das offenbar auch für Möwenaugen unwiderstehlich leuchtete.

„Nein -!“

Emma warf sich vor, um die Torte zu schützen. Es war keine Entscheidung, es war ein Reflex, ihr Körper stellte sich zwischen den Vogel und die Torte, ihre freie Hand fuhr hoch, um die Möwe zu verscheuchen, und dabei stieß sie mit dem Ellbogen gegen die Glashaube, die vom Rand der Theke kippte und in einem hohen, hellen Ton auf den Dielen landete -

- zum Glück schien sie aus Kunststoff zu sein und ging nicht kaputt, das registrierte sie

beiläufig, während sie schrie, um die Möwe zu verscheuchen -

- und die Möwe, unbeeindruckt vom Lärm, landete neben der Torte und hackte einen ganzen Schnabel voll Sanddorncreme heraus. Emma griff nach dem Teller, um ihn festzuhalten, verfehlte ihn, erwischte stattdessen den Rand der Theke, ihr Fuß rutschte auf der glatten Kunststoffhaube am Boden weg, und dann saß sie, sehr plötzlich und sehr unwürdig, auf dem Hosenboden zwischen Theke und einem der nicht zusammenpassenden Stühle. Das Handy hielt sie noch in der Hand, und über ihr, auf der Theke, hackte die Möwe seelenruhig ein zweites Mal in die Torte.

„Schsch! Weg! Weg da!“ Emma fuchtelte vom Boden aus mit dem Handy.

Die Möwe drehte den Kopf, sah sie an mit diesem einen Auge, und in dem Blick lag keinerlei Respekt, keinerlei Furcht, nur eine träge, gesättigte Verachtung. Dann breitete sie in aller Ruhe die Flügel aus, nahm sich noch einen letzten Schnabel Creme, ließ dabei einen Klecks Orange auf die Theke fallen, und segelte durch die Tür, die Emma beim Eintreten nicht geschlossen hatte, hinaus in das grelle Licht.

Stille.

Emma blieb einen Moment sitzen, den Rücken gegen den Tresen, und atmete.

Die Torte war ruiniert. Zwar nicht ganz, aber es gab zwei tiefe Krater am Rand, die Creme war zerhackt und aufgewühlt. Streusel, hatte sich über die Theke

verteilt, und irgendwo in dem Chaos hatte Emma einen Klecks Sanddorncreme abbekommen, der jetzt leuchtend orange auf ihrer sandfarbenen Leinenhose prangte, genau auf dem Oberschenkel, wo man ihn nicht übersehen konnte.

Sie starrte den Fleck an.

Zwanzig Minuten. Sie war seit vielleicht zwanzig Minuten in diesem Café, und sie saß bereits auf dem Boden, mit Torte auf der Hose und dem Umstand, dass eine Möwe soeben mit ihrem einzigen echten Marketingargument davongeflogen war.

Vom Fenstertisch kam ein Geräusch.

Emma drehte den Kopf. Der alte Mann hatte sich nicht bewegt, saß immer noch aufrecht, den Becher in der Hand, aber er sah jetzt nicht mehr aufs Wasser. Er sah zu ihr herüber, und um seine Mundwinkel, in diesem ledrigen, unbewegten Gesicht, hatte sich etwas verändert, das man mit sehr viel gutem Willen als den Vorboten eines Lächelns bezeichnen konnte.

„Hildegard“, sagte er unbeeindruckt.

Emma blinzelte. „Wie bitte?“

„Die Möwe.“ Er trank einen Schluck. „Hildegard. Kommt jeden Tag. Weiß, wo der Kuchen steht.“ Eine Pause. „Karin lässt die Haube immer drauf. Falls jemand die Tür offen lässt.“

Karin lässt die Haube immer drauf.

Emma sah zu der Kunststoffhaube am Boden, die friedlich in eine Ecke gekullert war. Sie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, irgendetwas Souveränes, aber ihr fiel nichts ein, das die Situation, in der sie sich befand - auf dem Boden, orange

befleckt, von einem siebzigjährigen Fremden über die Fütterungsgewohnheiten einer Möwe belehrt -, in ein besseres Licht gerückt hätte.

„Danke“, sagte sie schließlich. „Gut zu wissen.“

Der Mann nickte knapp und wandte sich wieder dem Fenster zu.

Emma rappelte sich auf. Ihre Handflächen taten weh, da, wo sie sich abgefangen hatte, und ihr Steißbein meldete sich, aber das Schlimmste war der Fleck, dieser leuchtende, spöttische Fleck, der sich, wie sie mit einem Blick nach unten feststellte, bereits ins Gewebe gefressen hatte und dort bleiben würde, egal was sie tat.

Sie hob die Haube auf, wischte sie mit einer Serviette aus dem geraderückten Stapel ab und stellte sie über die verunstaltete Torte, als könnte man das Geschehene damit rückgängig machen. Dann fegte sie die Streusel zusammen, mit einem Handbesen, den sie unter der Theke fand. Beim Zurückstellen hängte sie ihn nicht am selben Haken aufhängte, an dem er gehangen hatte, sondern eine Position weiter, wo er ihrer Meinung nach besser hinpasste. Sie merkte es selbst, konnte aber nicht anders.

Dann stand sie einen Moment still, mitten im Raum, und wusste zum ersten Mal seit Wochen nicht so recht, was als Nächstes.

Das Licht fiel durch das Terrassenfenster herein, breit und golden jetzt, weil die Sonne einen Schritt weitergewandert war, und legte sich über die Dielen, über die zusammengewürfelten Stühle, über die staubigen Regale mit den Muscheln. Und für einen

Augenblick sah der Raum nicht aus wie eine Liste von Problemen. Er sah aus wie -

Emma fiel kein Wort dafür ein. Es war ein ungewohntes Gefühl, keines zu haben, ein bisschen wie der Fleck auf der Hose, etwas, das nicht dahin gehörte und sich trotzdem festgesetzt hatte.

Sie schüttelte es ab und zog das Handy hervor. Noch immer kein Netz. Aber die Notizen-App brauchte kein Netz.

Sie tippte, während sie langsam durch den Raum ging.

Kuchenhaube: bruchssicher, klar (ok, ist sie).

Möwe: (Hildegard) - Zugang schließen?

Fliegengitter? Terrassentür-Regelung.

*Sanddorntorte: PRIORITÄT. Name, Präsentation, Foto, Story. Ersatz backen (Rezept?). Tresenhöhe: zu niedrig, Rückenproblem beim Schneiden. Stühle: kein Set. Corporate-Bild fehlt komplett. Regal-Muscheln: kuratieren / reduzieren / Vitrine. *Kaffee: **

Bei diesem Punkt hielt sie inne.

Kaffee. Da war so viel, dass sie gar nicht wusste, wo anfangen. Sie tippte nur noch ein Wort dahinter, *alles*, und ließ es vorerst dabei.

Als sie aufsah, war der alte Mann aufgestanden. Er stellte seinen Becher hinter die Theke, in die kleine Spüle, spülte ihn kurz aus - sie sah verblüfft zu, wie er hinter sich aufräumte, ohne dass ihn jemand darum gebeten hätte - und drehte sich dann zu ihr um.

„Fiete“, sagte er.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass er sich gerade vorstellte. „Emma“, sagte sie, obwohl er

das schon wusste, aber sie wusste nicht, was sie sonst hätte sagen sollen.

„Weiß ich.“ Aber diesmal lag etwas darin, das nicht ganz Stacheln war. Er sah sie an, kurz, mit hellen Augen, und dann glitt sein Blick zu dem Fleck auf ihrer Hose, verweilte dort eine Sekunde und kam wieder hoch.

„Die geht nicht raus“, sagte er. „Sanddorn. Frisst sich fest.“

„Ja“, sagte Emma. „Das habe ich befürchtet.“

„Bei uns tragen die meisten was drüber, was schon Flecken hat.“ Er setzte die Mütze zurecht. „Spart die Aufregung.“

Und dann ging er ohne weitere Verabschiedung zur Tür, die immer noch offenstand, und blieb einen Moment im Rahmen stehen, eine dunkle Silhouette gegen das grelle Draußen. Dann trat er ins Licht hinaus und der Weg verschluckte ihn.

Emma sah ihm nach.

Bei uns. Als sei das eine Kategorie, zu der man gehörte oder nicht.

Sie sah wieder an sich hinunter, auf den Fleck, und dann durch den Raum, über die schiefen Stühle, die staubigen Muscheln, die verwundete Torte unter ihrer Haube, und sie dachte, mit einer Klarheit, die ihr fast Trost war: *Es gibt viel zu tun. Und ich kann das. Genau das kann ich.*

Sie würde eine Bestandsaufnahme machen, eine richtige, strukturierte, mit Prioritäten und Zeitplan. Sie würde herausfinden, was das Dach kostete. Sie würde die Torte retten und aus ihr machen, was in ihr

steckte. Sie würde diesen Ort in Form bringen, und wenn Karin aus der Reha zurückkam, würde sie ein Café vorfinden, das lief, das wirklich lief, in eine Richtung, mit Zahlen, die stimmten.

In diesem Moment erwachte das Handy zum Leben. Zwei Balken. Eine Nachricht schob sich in den Bildschirm, endlich zugestellt, von Karin, in ihrer typischen Art ohne Punkt am Ende:

Ich hoffe, du bist gut angekommen

Emma starrte auf die Zeile.

Was sie gut angekommen? Sie dachte an das Chaos mit Hildegard, an ihre Liste mit den gesammelten, offenen Punkten -

Aber dann kam schon die nächste Nachricht, ehe sie antworten konnte:

Wenn du eine ruhige Minute hast geh mal rüber zum alten Pavillon hinter den Dünen. Ist nicht weit. Da ist jemand, den du kennenlernen solltest. Der versteht mehr vom Reet als sonst wer hier

Emma las es zweimal.

Da ist jemand den du kennenlernen solltest.

Sie mochte diesen Satz nicht. Er hatte etwas Absichtsvolles, etwas, das über das Dach hinausging, und Emma hatte ein feines Gespür für Sätze, die mehr meinten, als sie sagten - beruflich lebte sie davon. Sie tippte eine Antwort, sachlich, *Alles ok. Hildegard 1, Torte o. Wer ist am Pavillon?*, und dieses Mal ging die Nachricht sofort raus, aber die Antwort ließ auf sich warten, und irgendwann steckte Emma das Handy weg.

Sie trat auf die Terrasse hinaus, in die Hitze zurück, und blickte über die Dünen. Weit hinten, dort, wo das Silbergras in den weißen Himmel überging, meinte sie ein Dach ausmachen zu können. Ein kleines, dunkles Rechteck, halb hinter einem Kamm verborgen, mit etwas darüber, das ein Gerüst sein konnte, oder eine Leiter, sie war zu weit weg, um es zu erkennen.

Der Wind kam von See herüber, stetig, und trug den Geruch von Salz und heißem Sand, und Emma stand da, mit dem orangefarbenen Fleck auf der Hose und dem ungelösten Kaffee auf ihrer Liste, und fragte sich, wen um alles in der Welt sie am Ende eines Dünenwegs kennenlernen sollte.

Der Mann am Pavillon

Das Reet gab unter seinen Händen den richtigen Ton von sich, ein trockenes, sattes Rascheln, wenn das Klopfbrett die Halme an die Latten trieb. Ole kannte diesen Ton so gut wie den eigenen Atem. Er saß auf dem unteren Ende des Gerüsts, die Füße im warmen Sand, und arbeitete sich Bahn für Bahn die Traufe entlang, ohne Eile. Der Pavillon brauchte keine Eile. Der stand hier, seit Ole denken konnte, und würde noch stehen, wenn Ole selbst längst grau war.

Die Mittagssonne lag flach und weiß über den Dünen, und die Luft flimmerte über dem Strandhafer, sodass die Kämme in der Ferne zu wandern schienen. Ole mochte diese Stunde nicht besonders - das Licht war zu hart, es fraß die Schatten weg und ließ das Reet stumpf aussehen. Aber die Hitze störte ihn nicht. Man arbeitete durch sie hindurch, wie man durch den Wind hindurcharbeitete. Man passte sich an, oder man ging nach Hause.

Er griff nach der Emailletasche neben sich, der Kaffee darin längst kalt, und trank trotzdem. Der Kaffee war Nebensache. Das Klopfen war die Hauptsache.

Dann hörte er sie, bevor er sie sah.

Nicht ihre Stimme, ihre Schritte. Schnelle Schritte im Sand, die nicht wussten, dass Sand keine schnellen Schritte belohnte. Ein Rhythmus, der auf Kopfsteinpflaster gehört hätte, nicht hierher. Ole legte das Klopfbrett beiseite und wartete.

Sie kam über den Kamm, und für einen Augenblick zeichnete die Sonne nur eine Silhouette: aufrecht, züggig, mit etwas in der Hand, das im Licht aufblitzte - ein Handy. Dann trat sie in den Schatten des Gerüsts, und Ole sah sie genauer. Helle Leinenhose, an einer Stelle ein Fleck, ein leuchtendes Orange, wo alles andere sandfarben war. Eine Brille, hochgeschoben ins dunkelblonde Haar, das aussah, als hätte es einmal streng gesessen und den Kampf gegen den Wind schon halb verloren. Sie ging, wie jemand ging, der einen Termin hatte. Hier draußen, wo es keine Termine gab.

Karins Nichte. Sie musste es sein. Karin hatte etwas gesagt, vor Tagen, am Telefon - *meine Nichte kommt aus Hamburg, die kümmert sich ums Café* -, und Ole hatte sich nicht viel dabei gedacht. Er hatte sie sich nicht vorgestellt. Jetzt stand sie da, und sie sah aus, als hätte sie sich diesen Ort auch nicht vorgestellt oder vielleicht auch ganz anders vorgestellt.

Sie blieb ein paar Schritte vor dem Gerüst stehen, den Kopf im Nacken, und musterte den Pavillon von unten nach oben. Ihr Blick lief das Dach ab, als würde sie eine Rechnung prüfen.

„Guten Tag“, sagte sie. „Sind Sie hier für die Restaurierung zuständig?“

Ole sah sie an. Er hatte keine Eile mit dem Antworten. Der Halm zwischen seinen Fingern drehte sich langsam.

„Kann man so sagen“, sagte er schließlich.

Sie nickte, schon halb woanders, den Blick wieder oben am First. „Gut. Ich hätte da ein paar Anmerkungen, wenn Sie kurz Zeit haben.“ Sie sagte es

nicht als Frage. Sie sagte es, wie man einem Menschen mitteilt, dass er jetzt Zeit hatte, ob er wollte oder nicht.

Ole trank einen Schluck Kaffee.

Sie wartete nicht ab, bis er die Tasse absetzte. „Also - erstens, das Gerüst. Das steht viel zu weit vom Giebel weg. Sie verlieren pro Weg mindestens dreißig Sekunden, wenn Sie Material hochreichen. Wenn Sie es um einen Meter näher stellen, sparen Sie sich über einen Arbeitstag hochgerechnet - na ja. Einiges.“ Sie machte eine Handbewegung, die *einiges* bedeutete. „Zweitens.“

Zweitens, dachte Ole. Es gab also eine Nummerierung.

„Das Reet dort oben, an der linken Seite -“ sie zeigte, und ihr Finger fand tatsächlich die richtige Stelle, das musste er ihr lassen - „das sieht aus, als wäre es älter als der Rest. Warum ersetzen Sie es nicht gleich mit? Wenn Sie schon dabei sind. Es ist doch ineffizient, zweimal aufs Dach zu steigen.“

Ole sah auf die Stelle, die sie meinte. Die alte Bahn dort oben trug noch, obwohl sie älter war als der Rest, und er hatte sie stehen lassen, weil sie ihren Dienst tat und weil man nicht wegwarf, was noch hielt. Mehr dachte er nicht dazu. Es war ein Stück Dach unter vielen, und es war noch nicht an der Reihe.

„Der trägt noch“, sagte Ole.

„Aber er sieht alt aus.“

„Ist er auch.“

Sie hielt einen Moment inne, als hätte sie die Antwort erwartet und nun passte sie ihr doch nicht in

den Kram. Ole sah, wie ihre Augen den Pavillon ein zweites Mal absuchten, jetzt schärfer, wie durch ein Raster.

„Darf ich ehrlich sein?“ Sie fragte wieder nicht wirklich. „Das ist ein hübsches kleines Gebäude. Wirklich. Aber es hat null Sichtbarkeit. Kein Schild, kein Weg, der herführt - die Leute wissen gar nicht, dass es das gibt. Wenn man das richtig aufzieht, ein bisschen herrichtet, eine kleine Bank davor, vielleicht einen Steg durch die Dünen -“

„Steg durch die Dünen“, wiederholte Ole.

„Ein schmaler, natürlich. Aus recyceltem Holz, damit es nicht auffällt. Dann laufen hier im Sommer alle Touristen vorbei und Sie hätten -“ sie brach ab, weil ihr Handy summte, warf einen Blick darauf, verzog das Gesicht, steckte es weg. „Empfang. Egal. Sie hätten einen Ort, der sich rechnet. Momentan ist das hier - verzeihen Sie - verschenktes Potenzial.“

Ole ließ den Satz zwischen ihnen liegen.
Verschenktes Potenzial. Er sah zu, wie der Wind eine Fahne feinen Sands über den Kamm trug und wieder fallen ließ. Der Steg würde die Wurzeln des Strandhafers durchschneiden, dachte er. In drei Jahren wäre die Düne dahinter offen, und in fünf käme der Sand bis an die Schwelle. Aber das sagte er nicht. Manche Dinge lernte man nicht durch Erklären.

„Sie sind schnell“, sagte er stattdessen.

„Wie bitte?“

„Mit dem Reden.“ Er setzte die Tasse auf der Gerüststrebe ab, wo sie sicher stand. „Sind Sie neu hier.“

Es war keine Frage, und sie antwortete trotzdem, ein wenig gereizt, als wäre das *neu* eine Wertung. „Ich vertrete meine Tante. Ihr gehört das Café am Ortseingang - das mit dem -“ sie machte eine vage Geste Richtung Dünen - „dem Reetdach. Das übrigens auch dringend jemand ansehen müsste, deshalb bin ich hier. Man hat mir gesagt, hier draußen sei jemand, der sich mit sowas auskennt.“ Sie sah ihn an, kurz, taxierend, und Ole konnte förmlich zusehen, wie sie ihn einsortierte. In eine Schublade, auf der *Handwerker, austauschbar* stand. „Sie vielleicht? Oder ist das Ihr Chef, den ich sprechen müsste?“

Da war es. Der Punkt, an dem er es hätte klarstellen können. Ein Satz hätte gereicht.

Ole ließ den Halm zwischen den Fingern drehen und sagte ihm nicht.

Es war nicht Bosheit. Es war die Art Neugier, die man empfand, wenn ein Wetter aufzog, das man nicht kannte - man blieb stehen und schaute, was es tat. Diese Frau tat etwas, das Ole selten sah. Sie war überzeugt, mit jeder Faser, dass ihre Sicht die richtige war, und sie brachte sie vor mit einer Geschwindigkeit, die keinen Widerspruch einkalkulierte. Und trotzdem war da, unter dem ganzen Getriebensein, etwas anderes. Sie hatte den Fleck auf der Hose. Sie hatte das halb aufgelöste Haar. Sie stand hier in der Mittagshitze und ordnete eine Welt, die sich nicht ordnen ließ, und ein kleiner Teil von Ole wollte sehen, wie weit das ging.

„Erzählen Sie mir von dem Café-Dach“, sagte er.

Sie atmete auf, als hätte sie endlich jemanden gefunden, der ihre Sprache sprach.

„Also. Über dem Eingang ist eine Delle. Das Reet ist dunkel verfärbt, moosig, an einer Stelle ausgefranst, sieht ehrlich gesagt schlimm aus. Ich brauche eine Einschätzung: Wie dringend ist das, was kostet das, und - vor allem - wie lange dauert es. Ich habe einen Zeitplan.“

„Klar haben Sie den.“

Sie sah ihn scharf an, unsicher, ob das ein Scherz gewesen war. Ole zeigte ihr nicht, ob es einer war.

„Die Delle“, sagte er, „ist meistens kein Loch. Das Reet setzt sich, über die Jahre, unter dem eigenen Gewicht und unter dem Regen. Sieht aus wie Schaden, ist aber oft nur - gesetzt.“ Er suchte kurz nach dem Wort, das sie verstand. „Wie ein Kissen, in dem lange jemand gelegen hat. Muss man aufmachen, nachschauen. Die Verfärbung an der Nordseite ist normal. Moos wächst, wo wenig Sonne hinkommt. Sieht schlecht aus, schadet aber nicht immer.“

Sie hörte zu. Das musste er ihr lassen - sie hörte tatsächlich zu, wenn es um Fakten ging, und ihr Blick wurde für einen Moment weniger flink, konzentrierter, als speichere sie jedes Wort in irgendeinem inneren Ordner ab.

„Das Ausgefranste über dem Eingang“, fuhr er fort, „das ist was anderes. Das sehe ich mir als erstes an. Aber ohne draufgeschaut zu haben, sag ich Ihnen keine Zahl und keinen Termin. Wär gelogen.“

„Ich brauche aber eine ungefähre -“

„Kriegen Sie. Nachdem ich draufgeschaut habe.“ Er sagte es freundlich, ohne Härte, aber der Satz hatte einen Boden, an dem sie nicht weiter graben konnte, und das merkte sie.

Sie presste die Lippen zusammen. Verschränkte die Arme, und über dem verschränkten Arm lag ein Lächeln, das höflich war und die Augen nicht ganz erreichte. Ole kannte diese Art Lächeln. Man setzte es auf, wenn man nicht bekam, was man wollte, und zu gut erzogen war, es zu zeigen.

„Wann könnten Sie kommen?“

„Kommt drauf an, wann ich hier fertig bin.“

„Und wann sind Sie hier fertig?“

„Wenn's fertig ist.“

Jetzt lachte sie, kurz und ungläubig, ein Laut, der mehr Ärger war als Belustigung. „Sie klingen wie das Schild an der Tür. ‚Geöffnet, wenn offen.‘“ Sie schüttelte den Kopf. „Ist das hier eine Art - kollektive Verabredung? Dass man Zeit einfach nicht ernst nimmt?“

„Man nimmt sie sehr ernst“, sagte Ole. „Man teilt sie nur anders ein.“

Er hätte nicht sagen können, warum er das sagte. Es war mehr, als er sonst sagte. Aber es war die Wahrheit, und die Frau vor ihm hatte etwas, das die Wahrheit aus einem herauszog, weil sie so voller Halbwahrheiten steckte, die man geraderücken wollte.

Sie sah ihn an, und für einen kurzen Moment war da nichts von dem Zügigen, dem Kategorisierenden. Nur ein Blinzeln, ein Zögern, als hätte der Satz irgendwo angeklopft. Dann fing sie sich wieder.

„Gut. Dann machen wir es so“, sagte sie, mehr zu sich als zu ihm, und ihr Daumen tippte schon aufs Handy. „Ich notiere: Dachbegutachtung, Termin offen.“

Kommen sie so schnell wie möglich vorbei, Sie wissen ja, wo das Café ist.“

„Jeder weiß, wo das Café ist“, sagte Ole. „Karins Café.“

Beim Namen hielt sie inne. „Kennen Sie meine Tante gut?“

„Seit -“ Ole überlegte. „Ja, kann man so sagen. Und länger, als ich Schuhe binden kann.“

Das kam nicht ganz richtig raus, und sie sah kurz auf seine nackten Füße im Sand, und da war das erste ehrliche Zucken um ihren Mund, ein winziges, das sie sofort wieder einfing. „Sie tragen offenbar auch selten welche.“

„Nicht hier.“ Er ließ das stehen.

Sie sah sich um, und Ole sah zu, wie ihr Blick über das Werkzeug lief, über das Klopfbrett, die aufgeschichteten Reetbündel, den Draht, das Ganze wie ein Bild, das sie zum ersten Mal richtig wahrnahm. „Das machen Sie allein? Das ganze Dach?“

„Meistens.“

„Für wen?“

Die Frage kam schneller, als sie sie zurückhalten konnte, und Ole hörte, dass es keine Optimierungsfrage war. Es war eine echte. Vielleicht die erste echte, seit sie über den Kamm gekommen war.

Er sah zum Giebel hinauf, wo das alte Reet in der grellen Sonne stumpf schimmerte. „Für keinen. Steht auf keinem Auftrag.“ Er wandte sich wieder ihr zu. „Manche Dinge macht man, weil man sie nicht liegen lassen will.“

Sie öffnete den Mund, als läge ihr eine Erwiderung auf der Zunge - irgendwas über Wirtschaftlichkeit, über verschenkte Arbeitsstunden, er sah es kommen wie eine Welle, die sich schon aufstellte. Aber sie sagte es nicht. Sie schloss den Mund wieder, und ihr Blick ging zum Giebel hinauf, dorthin, wo seiner eben gewesen war, und für einen Atemzug schwiegen sie beide in die Mittagshitze hinein, und der Strandhafer raschelte, und irgendwo weiter draußen schrie eine Möwe.

Bei dem Schrei zuckte sie zusammen und warf einen fast feindseligen Blick Richtung Meer.

„Hildegard?“, fragte Ole.

Sie fuhr herum. „Sie kennen die auch?“

„Jeder kennt Hildegard.“ Sein Blick fiel auf den orangefarbenen Fleck an ihrem Bein, und diesmal ließ er ihn dort ein bisschen länger. „Sanddorntorte?“

Ihre Wangen färbten sich, nicht viel, aber genug. „Die Torte hat verloren“, sagte sie steif. „Und meine Hose auch.“

„Geht nicht raus“, sagte Ole. „Sanddorn. Das bleibt.“

„Das hat mir der alte Mann im Café auch schon gesagt.“

„Fiete.“

„Woher wissen Sie -“ Sie unterbrach sich selbst, hob eine Hand. „Nein. Jeder kennt Fiete. Verstanden.“

Und da war es zum ersten Mal, ein richtiges Lächeln, kurz und schief und gegen ihren Willen, und es veränderte ihr Gesicht so, wie Sonne ein Wasser veränderte, das eben noch grau gewesen war. Ole

registrierte es und sagte nichts, weil es nichts zu sagen gab, und weil das die Art von Moment war, die man kaputtmachte, wenn man draufzeigte.

Sie fing sich, wurde wieder gerade, wurde wieder die Frau mit dem Zeitplan. „Also gut. Ich lasse Sie in Ruhe arbeiten. Ich schreibe meiner Tante, dass ich Sie -“ sie stockte, und Ole sah, wie ihr etwas Grundlegendes fehlte, das ihr erst jetzt auffiel - „dass ich - den Handwerker gesprochen habe. Wie soll ich sagen, dass -“ Sie machte eine Geste, die *dass ich mit Ihnen geredet habe* meinte, und blieb daran hängen, weil sie merkte, dass sie nicht wusste, wie er hieß.

Er sagte seinen Namen nicht. Er ließ es stehen, weil das Warten sich gut anfühlte, weil er in fünfzehn Jahren keinen Menschen gesehen hatte, der so schnell so viel wollte, und weil er wissen wollte, was passierte, wenn all das Schnelle einmal gegen eine Wand lief, die einfach stehenblieb.

Sie sah ihn an, und ihre Augen - dieses kühle Graugrün - verengten sich einen Millimeter, weil sie merkte, dass er es absichtlich tat.

„Ist das ein Spiel?“, fragte sie.

„Nein.“ Er hob die Tasse, trank den letzten kalten Schluck, setzte sie ab. „Ich hab nur nichts, was ich Ihnen verkaufen müsste. Da hat man Zeit.“

Sie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, und Ole sah, wie ihr Blick noch einmal über den Pavillon lief, über das Werkzeug, das alte Reet, seine nackten Füße - Teile, die sie zusammenzuschieben begann. Für einen Moment schien sie kurz davor, es auszusprechen. Dann summt ihr Handy erneut, und der Reflex war schneller als der Gedanke: Sie fischte es

aus der Tasche, warf einen Blick auf das Display, und was auch immer sie gerade halb begriffen hatte, rutschte wieder unter den Zeitplan, unter das Nächste-auf-der-Liste.

„Ich muss los“, sagte sie, schon halb gedreht, den Daumen über dem Bildschirm. „Ich klär das mit meiner Tante. Sie hören von uns - oder wir von Ihnen. Wie auch immer das hier läuft.“

„Wie's eben läuft“, sagte Ole.

Sie warf ihm einen letzten Blick zu, unschlüssig, als hinge da noch etwas in der Luft, das sie nicht zu fassen bekam. Dann drehte sie sich um und stapfte den Kamm hinauf, schnelle Schritte im Sand, und Ole sah ihr nach, wie die Sonne sie wieder in eine Silhouette verwandelte, aufrecht, zügig, bis sie weg war.

Er nahm das Klopfbrett wieder auf.

Der Wind drehte, trug eine Handvoll Sand über die Stelle, wo sie gestanden hatte, und Ole klopfte die nächste Bahn an die Latten, ohne Eile, und dachte, dass sie wiederkommen würde. Dass sie herausfinden würde, wer er war. Und dass er sich, zum ersten Mal seit langer Zeit, ein wenig darauf freute, dabei zuzusehen.